

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 7

Artikel: Die neue Offenheit
Autor: Reich, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die neue Offenheit

Prügelknabe der Weltwirtschaft

Wer heute Japan bereist, dem scheinen sich auf fast wundersame Art Tür und Tor zu öffnen. Nichts von der vielzitierten höflich-verschlossenen Art, die noch in den sechziger Jahren manchem westlichen Besucher unlösbare Rätsel aufgegeben hatte. Nichts von der sprichwörtlichen Scheu vor der europäischen Neigung, rasch zur Sache zu kommen – ursprünglich eine Grundhaltung, die tief in der japanischen Wesensart verwurzelt schien und so manchen hoffnungsvollen geschäftlichen Anlauf nur allzu rasch ins Leere fallen liess. An ihre Stelle ist – jedenfalls vordergründig – eine intensive Gesprächsbereitschaft und betonte Offenheit getreten, die etwas Rührendes an sich haben. So zumindest bietet sich das Reich der aufgehenden Sonne all jenen dar, die gegenwärtig das Gespräch mit Japans Wirtschaft und Politik suchen.

Des Rätsels Lösung liegt auf der Hand: Japan ist unter einen gewaltigen Druck der Weltöffentlichkeit geraten. Seine Handels- und Zahlungsbilanzüberschüsse sind zum Alptraum westlicher Wirtschaftsminister geworden. Das Land, 1969 zur zweiten Industriemacht der Welt aufgestiegen, sieht sich damit unversehens in die Rolle des weltwirtschaftlichen Prügelknaben versetzt, der mit protektionistischen Steuerungselementen und weiteren Attributen nationaler Wirtschaftsegoismen die industrielle Welt des Westens ins Schlingern gebracht haben soll. Was Wunder, dass sich die Sprecher der japanischen Wirtschaft nun ihrerseits beeilen, «zur Sache zu kommen» und dem weltweiten Schimpfkonzert mit nüchternen Fakten zu begegnen.

Doppeltes Wirtschaftswunder

Zu diesen Fakten gehört zunächst einmal die Tatsache, dass Japan innert wenig mehr als hundert Jahren gleich zweimal praktisch bei Null angefangen hat. 1853/54 von den Amerikanern buchstäblich zum Handel mit den USA und damit überhaupt zur Öffnung des Landes gezwungen, setzte das Land in den folgenden Jahrzehnten zu einer längst legendär gewordenen zivilisato-

rischen Aufholjagd an, die zu einer völligen Umgestaltung der Wirtschaft und auch des öffentlichen Lebens führte. Dabei stand eine Art von Staatskapitalismus Gevatter, wobei es der bisher führenden Feudalschicht zu wesentlichen Teilen gelang, den Wandel mitzuvollziehen und an die Stelle von politischen Machtkonzentrationen wirtschaftliche Familienimperien treten zu lassen.

Parallel zur wirtschaftlichen Parforce-Tour mit dem Durchbruch zur modernen Industrienation vermochte Japan die Rolle des Spielballs westlicher Imperialismen mit jener der ostasiatischen Führungsmacht zu vertauschen: Dem Siegeszug japanischer Industrieprodukte folgte die politisch-militärische Expansion, die 1910 mit der Annexion Koreas begann, später zur Besetzung der Mandschurei und zum Einmarsch in China führte, um schliesslich im ungeheuerlichen Abenteuer des Zweiten Weltkriegs mit anfänglichen Blitzsiegen im ganzen fernöstlichen Raum und dann dem Absturz in die totale Niederlage zu enden.

Doch dem ersten Wunder folgte das zweite: Scheinbar völlig «am Boden zerstört», setzte ab 1948 eine Restauration ein, welche unauffällig, aber konsequent auf bisherigen Strukturen aufbaute. Weder die Grosskonzerne noch die wirtschaftlichen Führungsschichten der dreissiger und vierziger Jahre wurden ernsthaft angetastet, sondern bildeten die Basis für einen atemberaubenden Wiederaufbau. Dabei bot der strategische Stellenwert des Inselreichs im West-Ost-Konflikt und insbesondere in der Korea-Krise unverhoffte Vorteile, die mit der inzwischen zur Tradition gewordenen wirtschaftlichen Zugriffigkeit bis aufs letzte genutzt wurden. Das ändert nichts an der Tatsache, dass das japanische Volk während Jahren um das Existenzminimum rang und schliesslich zum zweitenmal in seiner Geschichte erfolgreich zum grossen industriellen «Sprung nach vorn» ansetzte: In den Jahren 1955–1976 betrug die jährliche Wachstumsrate im Durchschnitt 18,2 Prozent!

Zwang zum «eigenen Weg»

Dieser «Sprung nach vorn» – das sollte man nicht vergessen – ist nicht allein der Ausfluss eines Volkscharakters, der sich unter anderem durch eine ganz ausserordentliche Fähigkeit zur Nachahmung und Adaption auszeichnet. Er ist zugleich die fast unausweichliche Konsequenz aus geographischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die von uns Schweizern besonders gut nachempfunden werden können: Das Inselreich besteht zu 80 Prozent aus waldigem Gebirgsland, das schwer zu bewirtschaften ist. Als Folge davon drängten sich Siedlungs- und Industrie-

zonen in schmalen Küstenstreifen zusammen und provozieren auf diese Weise jenes simplifizierende Japanbild einer totalen Massengesellschaft mit permanentem Verkehrschaos und ruinierten Umwelt.

Zu den geographischen kommen geologische und klimatische Eigenheiten: Das Reich der aufgehenden Sonne ist in extremstem Ausmass rohstoffarm. Baumwolle, Wolle, Bauxit, Nickel müssen zu 100 Prozent eingeführt werden; Mais, Rohöl, Eisenerz stammen zu 99 Prozent aus dem Ausland. Nur 13 Prozent des Energiebedarfs können durch Eigenproduktion gedeckt werden (in den USA sind es 85, in Grossbritannien 56, in der Bundesrepublik 46 Prozent). Dabei gehen die Japaner geradezu vorbildlich mit der Energie um; der Verbrauch pro Kopf entspricht drei Tonnen Öl, während die Vergleichszahl für die USA mehr als das doppelte, nämlich acht Tonnen beträgt.

Damit war zugleich von jeher der «eigene Weg» Japans zum wirtschaftlichen Fortschritt klar vorgezeichnet. Ähnlich wie für uns Schweizer lag und liegt das Erfolgsgeheimnis in der Veredlung von importierten Rohstoffen und in der Förderung von industriellen Spitzenprodukten, sei es in der Form von qualitativ guten und preiswerten Massenkonsumgütern oder von technologisch hochstehenden Neu- und Weiterentwicklungen. Wenn nicht alles trügt, wird Japan gerade in diesem zweiten Bereich noch mit Überraschungen aufwarten. Das Bild vom Japaner als dem blossen, wenn auch genialischen Nachahmer bedarf der Korrektur. Allzu viele Anzeichen deuten heute darauf hin, dass Japan nicht nur westliche Erfindungen billiger reproduzieren kann, sondern längst selbst zu einer eigentlichen technisch-wissenschaftlichen Revolution ausgeholt hat. Zum Beispiel ist es ein offenes Geheimnis, dass gegenwärtig beträchtliche Anstrengungen unternommen werden, mit Eigenentwicklungen in den Computermarkt einzubrechen.

Einseitiges «Informationsgap»

Hier stellt sich unweigerlich die Frage, wie es denn eigentlich um die Genauigkeit unseres Japanbildes bestellt sei. Japanische Gesprächspartner beklagen sich immer wieder über das «Informationsgap», das zwischen ihrem Land und dem Westen bestehe. Tatsache ist zwar, dass insbesondere die wirtschaftliche Weltpresse sehr ausführlich und kontinuierlich über Japan berichtet – wie könnte es angesichts der Stellung dieser Wirtschaftsgrossmacht auch anders sein! Tatsache ist aber auch, dass man sich im Lande selbst des Eindrucks einer gewissen Unwirklichkeit nicht erwehren kann: Nichts ist wirklich unbekannt, doch alles erscheint zugleich irgendwie chiffriert. Dass es die Japaner ihrerseits lange Zeit darauf angelegt hatten, die

«Transparenz» ihrer Verhältnisse nicht gerade überborden zu lassen, liegt auf der Hand und entspricht auch durchaus der Mentalität einer Inselnation.

Das ändert aber nichts am Faktum, dass der wissenschaftlich-technologische Austausch, soweit er über den Rahmen des normalen europäischen «Kulturtourismus» hinausreicht, doch eher als begrenzt und vor allem als einseitig erscheint. Während die Japaner jährlich Tausende von Büchern – und insbesondere auch technische Literatur – aus fast allen Sprachen übersetzen, ist der euro-amerikanische Markt alles andere denn mit japanischen Werken überflutet. Gewiss ist die sprachliche Barriere hier besonders hoch. Die 3000 Schriftzeichen mit teils fließender Bedeutung, welche zum Wortschatz eines wirklich Gebildeten gehören – die Setzmaschinen von guten Tageszeitungen verfügen über 2500 Zeichen –, lassen sich nur mit viel Mühe und systematischem Gedächtnistraining aneignen. Andererseits bestehen doch wohl zu viele geistig-kulturelle Berührungspunkte und gemeinsame politisch-wirtschaftliche Interessen zwischen Japan und der westlichen Welt, als dass dieses einseitige «Informationsgap» auf die Dauer einfach gewissermassen als naturgegeben hingenommen werden dürfte.

Ausgeprägte nationale Identität

Dass hier die Japaner stärker entgegenkommen würden – wie etwa die Koreaner, die um die Jahrhundertwende ein Alphabet nach lateinischem Vorbild einführten und damit wesentlich zur Öffnung nach aussen beitrugen –, ist kaum zu erwarten. Ein entsprechender Anlauf unter amerikanischem Diktat misslang in Japan nach dem Zweiten Weltkrieg, bevor er überhaupt recht begonnen hatte. Darüber hinaus ist nicht zu verkennen, dass eine der Hauptstärken dieses Landes darin liegt, trotz aller zivilisatorischer Adaptionen ein ausserordentliches Mass an nationaler Identität in einem tieferen kulturellen, ja spirituellen Sinn bewahrt zu haben und offensichtlich weiter bewahren zu können. Das zeigt sich schon in äusserlichen Dingen wie der Freizeit- und Sportkultur.

Westliche, das heisst importierte Sportarten werden zwar mit grosser Leidenschaft und erstaunlicher Fertigkeit betrieben. Doch ändert dies nichts daran, dass so mittelalterlich anmutende Kampfsportarten wie «Kendô» – «Der Weg des Schwertes», ein ritterliches Kampfspiel mit strengem Ehrenkodex – gerade heute wieder aufleben und dass die «Sumô»-Ringkämpfer mit ihren völlig atypischen, fett- und muskelbepackten Gewaltsposturen und ihren wochenlangen Mammutturnieren nach wie vor gleich Nationalhelden gefeiert werden. Dass sich übrigens hinter dem streng geregelten Ablauf dieser Kämpfe, vom reinigenden Mundspülen über das Begrüssungszeremo-

niell, das geistige Messen der Kräfte, die lange Konzentration bis hin zum blitzschnellen eigentlichen Kampfgeschehen und dem kurzen Schlusszeremoniell eine ganze Verhaltensphilosophie verbirgt, von der sich Parallelen auch auf das wirtschaftliche Verhalten ableiten lassen, ist schon bei flüchtiger Begegnung mit der Welt der Sumô fast mit Händen zu greifen. Ihr Fluidum voll ausgelebter, gesellschaftlich akzeptierter und entsprechend selbstsicherer Gewalttätigkeit gehört ebenso zur Realität der japanischen Volksseele wie die Institution der Familie, die in diesem Lande von ausserordentlich prägender Kraft ist.

Zwar verliert die klassische Grossfamilie zumindest in städtischen Verhältnissen allmählich ihre dominierende Stellung. Doch hat die Familie als kleinste Einheit der Gemeinschaft, des zentralen, stark religiös untermauerten Grundbegriffs japanischen Selbstverständnisses, nach wie vor eine überragende Stellung. Darüber kann auch das über weite Strecken noch immer «frauenlose» gesellschaftliche Leben nicht hinwegtäuschen. Denn die Frau ist es, welche das Haus bestellt, die Kinder erzieht und auch das Geld verwaltet; das «Haus» ist in seinem ausserordentlichen, religiös-emotionalen Symbolgehalt erhalten geblieben, durchweht von der Verbundenheit mit den Ahnen und geprägt vom Schintoismus als einer religiösen Grundhaltung, welche der gemeinschaftlichen Beschäftigung mit dem materiellen Wohlergehen wie mit dem schönheitsbewussten Gestalten der näheren Umwelt von jeher einen zentralen Platz zugewiesen hat.

Das Unternehmen als «Grossfamilie»

In dieser tief verwurzelten Bezogenheit des einzelnen auf die grundsätzlich übergeordnete Gemeinschaft liegt auch eines der Geheimnisse japanischer Wirtschaftskraft. Die Arbeitswelt steht nicht im Zeichen von Klassengegensätzen und anderen Konfrontationen, sondern – so banal dies auch klingen mag – in jenem der Harmonie. Am Anfang steht das Interesse der Gruppe und des Unternehmens, das in gewissem Sinn die Rolle der Grossfamilie übernommen hat. Diese hochindustrialisierte und damit von ihren technischen Voraussetzungen her extrem mobile Gesellschaft hat ganz und gar stabile Arbeitsverhältnisse. Einmal in die Firma eingetreten, bleibt ihr der Japaner normalerweise treu und dient ihr so gut und so loyal als möglich. Das Entgelt dafür ist neben dem materiellen Lohn ein hohes Mass an emotionaler Geborgenheit.

Äusserer Ausdruck dieses grundlegenden Sachverhalts ist zum Beispiel die gewerkschaftliche Organisationsform: Es bestehen nur ganz wenige nationale Gewerkschaften nach europäischem Muster; der Hauptharst der Berufs-

tätigen gehört den weit über 50000 Unternehmensgewerkschaften an, welche jeweils mit Ausnahme des Managements die ganze Belegschaft einer Firma umfassen und im übrigen kaum ideologische Züge aufweisen. Die Mitarbeiter fühlen sich in der Mitverantwortung. Das hindert sie nicht, teils heftige Lohnkämpfe auszutragen, sofern es die Ertragslage zuzulassen scheint. Doch hat dabei die Suche nach der Verständigung prinzipiell den Vorrang.

Das prägt auch den Führungsstil des Managements. Es fehlt auch in Japan nicht an entscheidungsfreudigen Männern, doch suchen sie ihre Entschlüsse stets auf den Konsens ihrer näheren Umgebung abzustützen. Das Unternehmensprinzip der Solidarität schliesst die Tendenz mit ein, verschiedene Meinungen auszudiskutieren und möglichst viele Ansichten zum Tragen zu bringen. Damit werden rasche Entschlüsse weitgehend vereitelt, was wiederum einem typisch japanischen Verhaltensmuster entgegenkommt: Wirtschaftliche Vorhaben werden in der Vorbereitungsphase mit wahrhaft «asiatischer Geduld» erdauert und mehrfach überprüft. Der westlichen Tendenz zum raschen Profit steht der Japaner verständnislos gegenüber; dafür pflegt dann, wie die japanische Wirtschaftsentwicklung beweist, die langfristige Gesamtrechnung um so besser aufzugehen. Nicht umsonst heisst die oft zitierte japanische Erfolgsformel «40 Prozent Geduld und 60 Prozent Mut».

Diese besonders geartete Arbeitswelt, die von japanischen Psychologen als Gemeinschaft von «amae», als gegenseitige Abhängigkeit im Geben und Nehmen umschrieben worden ist, hat wirtschaftlich naturgemäss ihre grossen Auswirkungen. Streiks sind selten. Das innerbetriebliche Vorschlagswesen ist hoch entwickelt und fällt betriebswirtschaftlich stark ins Gewicht; Erfolge werden dabei weniger finanziell belohnt – denn die Leistung wird ja für das Kollektiv erbracht –, als vielmehr durch persönliche Ehrungen und Auszeichnungen abgegolten. Wohl nur auf dem Hintergrund dieses besonderen Klimas war und ist es im übrigen möglich, die Automation so hoch zu treiben wie nirgends sonst auf der Welt. Die neueste Montagehalle der Nissan-Autowerke ist zu 96 Prozent automatisiert, und zwar zum Teil mit Hilfe amerikanischer Roboter, die im Ursprungsland wegen des gewerkschaftlichen Widerstands gar nicht voll eingesetzt werden können.

Der japanische Arbeiter denkt hier offensichtlich anders. Neben dem trotz Rezession ungebrochenen Optimismus spielt zweifellos das ausgeprägte Vertrauensverhältnis zur Unternehmerschaft mit hinein, zu einem Management, das einen nicht fallen lassen und dem schon etwas einfallen werde. In der Tat rechnet man heute mit etwa zwei Millionen «verdeckten» Arbeitslosen, die von ihren Unternehmen im Sinne der Solidarität weiterbeschäftigt werden, bis sich neue Beschäftigungsmöglichkeiten ab-

zeichnen. Nissan investiert übrigens gegenwärtig 20,5 Prozent des Jahresbudgets in Rationalisierungen, wobei der Umschulungsfrage grösste Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Konjunkturelle Momentaufnahme

Wer nun glaubt, diese «heile Arbeitswelt» sei vor allem deshalb möglich, weil es der japanischen Wirtschaft besonders gut gehe, der täuscht sich sehr. Die weltweite Kritik an der «übermässigen Expansion» Japans lässt die westliche Öffentlichkeit leicht übersehen, welch grosse Probleme sich auch vor der japanischen Wirtschaft auftürmen. Die Stahlindustrie zum Beispiel, ein wahres Juwel an moderner Industrieproduktion, mit der international weitaus niedrigsten Arbeitsstundenzahl pro Tonne, ist nur noch zu 68 Prozent ausgelastet; 18 von 58 Hochöfen der «Fünf Grossen» sind ausser Betrieb. Die Gewinnraten der Fertigungsindustrien sind 1977 im Schnitt auf 1,02 Prozent zusammengeschrumpft, während sie in der Bundesrepublik noch 3,3 und in den USA gar 7,3 Prozent ausmachten. Die Gesamtkapazität der Wirtschaft war im vergangenen Jahr nur zu 77,5 Prozent ausgeschöpft. Dazu wurden pro Monat nicht weniger als 1500 Konkurse registriert. Ferner war allein 1977 ein Aufwertungseffekt von 22 Prozent zu verkraften. Zu den «verdeckten» zwei Millionen Unterbeschäftigten kamen ausserdem 1,34 Millionen offiziell registrierte Arbeitslose.

Auf diesem Hintergrund ist es verständlich, dass Japan Schwierigkeiten bekundet, den stürmischen Vorwürfen Amerikas und anderer Industriestaaten rasch und vollständig Rechnung zu tragen. Zwar ist es richtig, dass nur 2,4 Prozent der Importe auf Gebrauchsgüter und nur 20 Prozent auf industrielle Güter entfallen. Doch die Japaner weisen nicht ganz zu Unrecht darauf hin, dass es ihnen eben schwerfalle, aus dem Westen zu importieren, was sie selbst billiger und marktgerechter herstellen können. Auch ist nicht zu bestreiten, dass zum Beispiel die Bundesrepublik genau den doppelten Anteil ihrer industriellen Produktion exportiert – ein Viertel gegenüber einem Achtel der Japaner –, ohne dadurch so scharf ins internationale Kreuzfeuer genommen zu werden.

Gegenüber den USA kann Japan anderseits darauf verweisen, dass vor zehn Jahren noch 31,5 Prozent der Exporte an amerikanische Adressaten gingen, während es heute lediglich 23,3 Prozent sind. Der Ausgleich wird in den Märkten Südamerikas und Ostasiens gesucht. Viele Hoffnungen knüpfen sich auch an neue Lieferungsmöglichkeiten, die mit China ausgehandelt worden sind. So sollen in den nächsten fünf Jahren für 10 Milliarden Dollar Schwermaschinen und Fabrikanlagen in dieses Land geliefert und dafür Kohlen und Öl bezogen werden.

Das Kardinalproblem

Doch mit diesen Ausweichbewegungen lässt sich die übrige Welt nicht beruhigen. Dazu ist die Wirtschaftsmacht dieses Volkes von nur 114 Millionen Einwohnern zu gross. Wie aber soll das Land der Forderung nachkommen, sein Wachstum wieder auf 7 Prozent zu steigern und gleichzeitig die Exporte zu bremsen respektive die Importe zu vergrössern? Das Staatsbudget ist aus konjunkturpolitischen Gründen bereits gewaltig aufgebläht worden, wobei die Deckung zu mehr als einem Drittel auf dem Anleihensweg erfolgen soll. Ob damit nicht unerwünschte inflationäre Impulse – bei einer gegenwärtigen Inflationsrate von 7,6 Prozent – ausgelöst werden, bleibt vorläufig zumindest offen. Die gleichfalls empfohlenen Steuersenkungen erscheinen auf diesem Hintergrund um so fragwürdiger, als ohnehin Grund zur Annahme besteht, dass die freiwerdenden Mittel nicht in den Konsum, sondern in den Sparstrumpf fliessen würden.

Im übrigen kommen auch die klügsten Konjunkturtheoretiker der Welt nicht um *das* japanische Grundproblem herum: Wie soll eine Industrialisation ohne eigene Rohstoffe die Aussenhandelsstruktur in dem Sinne entscheidend ändern, dass sie dem Binnenmarkt vermehrt ausländische Industrieprodukte und Gebrauchsgüter einpumpt, die dieser Markt gar nicht unbedingt will? Selbst wenn auch die restlichen Importrestriktionen für die letzten 27 Artikel noch fallen – die Bundesrepublik steht gegenwärtig mit 39, Frankreich mit 74 und die USA mit 23 solcher Restriktionen zu Buche – dann ist in dem zentralen Punkt noch immer nichts Entscheidendes gewonnen.

Herausforderung an den Westen

Ohne das ganze Problem zu sehr relativieren zu wollen, sei hier daran erinnert, dass die Schweiz in den letzten Jahren der einzige Handelspartner Japans war, der einen wenn auch geringen Exportüberschuss zu verzeichnen hatte; 1976 wurden japanische Waren für 971 Millionen Franken importiert und schweizerische Waren für 1010 Millionen Franken nach Japan exportiert. Das Geheimnis bestand einerseits darin, dass die schweizerische Wirtschaft qualitativ hochstehende Spezialprodukte anzubieten hatte, die in Japan echte Interessenten fanden; andererseits scheint es unseren Exporteuren besser als andern gelungen zu sein, mit den Besonderheiten des japanischen Marktes fertig zu werden. Es scheint sich mit andern Worten nicht nur um ein Konkurrenzproblem, sondern vor allem auch um eine Frage des präzisen Marketings zu handeln. Und hier könnte der Westen

gerade von den Japanern selbst noch vieles lernen. Den Söhnen Nippons fielen nämlich ihre Exporterfolge auch nicht in den Schoss; sie bedurften in hohem Masse der früher zitierten Haupttugenden: der Geduld und des Mutes. Darüber hinaus sollte man nicht vergessen, dass Japan trotz seiner oft masslosen industriellen Expansion in entscheidenden wirtschaftspolitischen Bereichen weit massvoller war als die meisten seiner westlichen Vorbilder: Es hielt die steuerlichen und sozialpolitischen Belastungen der Wirtschaft in engeren Grenzen, und es sorgte immer wieder dafür, dass die Bürokratisierung der Wirtschaft nicht zu sehr überbordete. Gewiss steht Japan heute vor gewaltigen sozialen und politischen Schwierigkeiten. Doch seine wirtschaftliche Substanz ist intakt, was man nicht von allen seinen Kritikern behaupten kann.

So stellt sich die Frage, ob die gegenwärtig sehr beliebte und entsprechend strapazierte Theorie vom japanischen Sündenbock den Westen letzten Endes wirklich viel weiterbringen werde. Natürlich gibt es handels- und währungspolitische Pendenzen von einiger Relevanz, die nach Möglichkeit ausgeräumt werden sollten. Im Kern aber geht es doch wohl um weit mehr als das: um die Herausforderung des «alten» industriellen Westens durch ein Land, das offensichtlich eine Symbiose von nationaler Eigenart und industriellem Geist gefunden hat, die wirtschaftlich von hoher Effizienz ist und trotzdem nicht zur Atomisierung der gesellschaftlichen Strukturen zu führen scheint.